



**Förderverein Kulturhaus Jülich e.V.**

**MinervaPreis**

**Jülich**

**1994**





# MinervaPreis-Verleihung

am 2. Dezember 1994  
im Kulturhaus am Hexenturm in Jülich

## Begrüßung

Prof. Dr. Joachim Treusch 3  
Vorsitzender des Fördervereins Kulturhaus Jülich e.V.,  
Vorstandsvorsitzender des Forschungszentrums Jülich

## Grußwort

Dr. Peter Nieveler 5  
Bürgermeister der Stadt Jülich

## Laudatio

„Die Liebe und der Tod“ 7  
Prof. Dr. Wolfgang Frühwald  
Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Bonn

## Urkunde

zur Verleihung des MinervaPreises 13  
an Prof. Dr. Gert Kaiser  
Rektor der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf,  
Präsident des Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen

## Dankwort

Prof. Dr. Gert Kaiser 15

## Anhang

Festvortrag  
auf dem Jahresempfang des Forschungszentrums Jülich  
am 29. Oktober 1993  
in der Zitadelle Jülich

„Festung und Forschungszentrum –  
Jülicher Spiegelungen“ 17

Prof. Dr. Gert Kaiser



# Begrüßung

Prof. Dr. Joachim Treusch

Vorsitzender des Fördervereins Kulturhaus Jülich e.V.,

Vorsitzender des Forschungszentrums Jülich

Zum zweiten Mal in zwei Wochen treffen sich Wissenschaft und Wirtschaft, Hochtechnologie und Kultur im Museum. Zum weiten Mal spielen Sie, verehrter Herr Kollege Kaiser, eine zentrale Rolle: vor zehn Tagen in Düsseldorf in Ihrer Funktion als Rektor der Heinrich-Heine-Universität und Gastgeber der KFA bei deren Jahresempfang in der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, heute als erster Empfänger des Jülicher MinervaPreises. Zusammenhänge wollen hergestellt sein. Die Überschrift haben Sie selbst gegeben: Sie heißt „Dialoge“.

Im Jahr 1992 schrieben Sie zur Einführung des Jahrbuchs des Wissenschaftszentrums Düsseldorf:

Im dritten Jahr seit seiner Gründung hat sich das Wissenschaftszentrum als Ort erwiesen und bewährt, an dem sich Wissenschaftler, Politiker, Intellektuelle und Menschen aus der Wirtschaft zum Gespräch miteinander verführen lassen. In unserer Expertenwelt stellen sich solche Dialoge nicht von alleine her, sie wollen ermöglicht, bisweilen eingefordert werden.

Als das Wissenschaftszentrum gegründet wurde, feierte Jülich gerade sein 2000jähriges Bestehen. Im Jahr 1992 wurde das Kulturhaus Jülich festlich eröffnet; der Förderverein Kulturhaus Jülich stellte sich vor mit den Worten:

Jülich hat Geschichte – wer wüßte es nicht. 2000 Jahre hinterlassen Spuren im Gesicht einer Stadt. Zum Teil liebenswerte Runzeln und Falten, zum Teil auch Narben, kantige Grundstrukturen, die durchscheinen. Alles zusammen gibt dem Gesicht der Stadt Charakter.

„High Tech auf historischem Boden“ hieß die Ausstellung, die den besonderen Jülicher

Charakter unter einem besonderen Blickwinkel verdeutlichte, nämlich dem der Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und städtischer Tradition von Handwerk, Handel und Industrie, dieser Wechselwirkung, die den Charme Jülichs ausmacht.

Es war eine Wanderausstellung!

Jetzt haben wir das Kulturhaus!

Es zeigt aus verschiedenen Blickwinkeln das Gesicht Jülichs aus römischer Zeit, aus der Zeit der Renaissance und mit dem Blick in die Gegenwart.

Es ist nur natürlich, daß sich Vertreter von Handwerk, Handel, Industrie und Wissenschaft zu einem Förderverein Kulturhaus zusammmentaten. Sie wollen – wo immer möglich, gemeinsam mit den in Jülich glücklicherweise gar nicht raren Vereinen zur Förderung von Kunst, Kultur und Geschichtsbewußtsein – dem Kulturhaus helfen, seinen Auftrag zu erfüllen.

Dieser Auftrag heißt in Ihren Worten, Herr Kaiser: zum Gespräch miteinander verführen; Dialoge ermöglichen, bisweilen einfordern; Zukunft auf Herkunft beziehen und aus ihr heraus gestalten.

Die erkennbare Übereinstimmung der Zielsetzung der beiden Seiten – der *two cultures*, des Natur- und Geisteswissenschaftlers – mag es wohl gewesen sein, die Sie im vorigen Jahr geneigt machte, sich einer Verführung besonderer Art nicht zu entziehen. Es war, so schreiben Sie selbst,

ein heikles intellektuelles Experiment, angestoßen durch allerlei lose Gespräche mit dem Vorstand der KFA: nämlich Ähnlichkeiten nachzuspüren zwischen zwei auf den ersten Blick völlig inkommensurablen „Einrichtungen“ – der Festung Jülich und dem Forschungszentrum Jülich.

Ihr Festvortrag beim Jahresempfang 1993 der KFA in der Jülicher Zitadelle – um den ging es – wurde zu einem von der Renaissancestadt zur modernen Technologieentwicklung glanzvoll gespannten Bogen mit dem Grundmotiv „historischer Selbstähnlichkeit“, einer aus der modernen Chaostheorie übertragenen Strukturidee. Die spezifische Verknüpfung der zwei Kulturen am „Standort Jülich“ war nicht nur ein höchst geistreicher Beitrag zur Standortdebatte des aufziehenden Superwahljahres, sondern darüber hinaus – und wohl wesentlicher – ein Stück Identitätsversicherung für das doppelgesichtige Gemeinwesen Jülich. Im Abschlußbericht der Stadt Jülich zum *Pasqualini*-Jahr 1993 steht dazu:

Die Verwobenheit brillanter Rhetorik und wissenschaftlicher Beweisführung hat historisch-innerstädtische Zusammenhänge aufgedeckt, die bislang nie so gesehen wurden. Jülich als eine Stadt zu begreifen, die historisches Kulturgut und modernste Technik miteinander in Einklang bringt, ist erst einmal eine innerstädtische Aufgabe. Nur wenn die Jülicher dieses Image als ihres verinnerlicht haben, kann jenes Image auch nach außen wirken.

Wen wundert es nun noch, daß Minerva, die römische Stadtgöttin des ersten Jülich, die Göttin für Handwerk und Wissenschaft, sich Ihnen geneigt zeigt.

Gefunden in Jülich-Kirchberg, dem Museum vom Förderverein zur Eröffnung geschenkt, von den Materialforschern der KFA – ich begrüße Herrn Professor Nickel – in Kooperation mit den Gießereifachleuten der RWTH Aachen nachgegossen, von den Ausbildern und Lehrlingen der KFA-Werkstatt – ich begrüße deren Leiter Herrn Doose, den Vorsitzenden des Zitadellenvereins – kunstvoll auf den Boden der Idealstadt Jülich gestellt und als Preis für besondere Verdienste auf der Grenzlinie zwischen Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft vom Förderverein gestiftet, möge diese Minerva in der Verbindung von Wissen und Können, von Geist und Natur ein glückliches Symbol sein für die Dialoge, die wir führen wollen und führen müssen.

Daß es der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft ist, daß Sie es sind, lieber Herr Frühwald, der diese Preisverleihung mit einer Laudatio auf den Preisträger beschenkt, ist der erste Ausweis dafür, daß unsere Minerva Glück bringt.

Ein weiterer Ausweis in derselben Richtung ist die Tatsache, daß wir in diesem schönen Raum sitzen können, was für Ortsfremde gar nicht verwunderlich erscheint, für uns Jülicher aber doch etwas ganz Neues ist, denn dieser Raum ist eigentlich der Raum der Stadtbibliothek. Für die Großzügigkeit der Bibliotheksleiterin, Frau Barthel, kann ich mich nur von ganzem Herzen bedanken. Wo wir heute sitzen, standen noch vor zwei Stunden wohlgeordnet die Schätze der Bibliothek, und sie werden morgen früh um 9 Uhr wieder dort stehen. Ich hoffe sehr, liebe Frau Barthel, daß Ihr großzügiger Beitrag zur Annäherung der zwei Kulturen Sie nicht zu viel Herzblut und Nerven gekostet hat.

Daß schließlich unser neugewählter Bürgermeister, daß Sie, lieber Herr Nieveler, uns begrüßen, zeigt, daß Jülich – die Stadt, deren Altbürgermeister aus der Zunft der Techniker, deren neuer Bürgermeister aus der Zunft der Philosophen stammt – schon lange weiß, mit den *two cultures* gut umzugehen.

# Grußwort

Dr. Peter Nieveler  
Bürgermeister der Stadt Jülich

Der heute zu vergebende Preis ist ein Geschenk des Fördervereins Kulturhaus an eben dieses Haus und damit an die Stadt Jülich. So genau bezeichnete ihn Professor Treusch am Tag der Eröffnung des Kulturhauses. Seine Rede von damals, aus der er soeben zitierte, begann ganz ausdrücklich mit dem Namen dieser Stadt: „Jülich hat Geschichte“, sagte er damals, und er sprach, wie Sie soeben hörten, von den Spuren, die 2000 Jahre im Gesicht einer Stadt hinterlassen – von „liebenswerten Runzeln“, aber auch von „Narben“.

Im vorigen, dem nach Pasqualini benannten Jahr, feierten wir in Jülich gemeinsam die schönen Seiten unserer liebenswerten Stadt, die mit italienischer Heiterkeit ausgezeichnete Renaissance-Festung. Das Jahr 1994 mußte aus dem traurigen Anlaß der 50. Wiederkehr des 16. November 1944 eher den „Narben“ gewidmet sein.

Immer aber ging und geht es um die Geschichte dieser unserer Stadt und darum, diese Geschichte als Stadtcharakter deutlich zu machen – deutlich den Jülichern selbst, deutlich aber auch einer weiten Umwelt. Der heute zu vergebende Preis möchte Zeichen setzen für die Züge des Stadtcharakters, die noch nicht ganz Geschichte geworden sind, die aber dennoch schon ihre Spuren im Gesicht der Stadt deutlich hinterlassen haben.

Verdienste auf „der Grenzlinie zwischen Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft“ gilt es – wieder nach Professor Treusch – auszuzeichnen. Und wie wäre nicht gerade Jülich der geeignete Ort für einen solchen Preis. Herausragend in dieser Stadt sind gewiß die wissenschaftlichen Leistungen des Forschungszentrums; Kultur als der pflegliche Umgang mit dem, was frühere Generationen hier geschaffen haben, zeigt sich trotz schlimmer Zerstörung immer noch im Stadtgrundriß des idealen Fünfecks und seiner neuerlichen Ausgestaltung

beim Wiederaufbau nach dem zweiten Weltkrieg. Und Wirtschaft – nun, sie soll und muß gefördert werden, sie soll und muß aus dem fruchtbar Vorhandenen herauswachsen und sich steigern.

Der Preis mit dem Symbol der uralten Minerva ist daher zukunftsweisend. Er will im zu Ehrenden und seinen Verdiensten die Stadt Jülich, unsere Stadt Jülich, nach vorn bringen – hinein in das Bewußtsein einer größeren, die Grenzen der Stadt sprengenden Öffentlichkeit.

Erlauben Sie mir noch einige Worte zu Minerva, die in Griechenland Athene hieß. Ihr Helm verführt leicht dazu, sie für kriegerisch zu halten. Er ist aber nur Zeichen des Schutzes, des behutsamen Kampfes zum Schutz der Heimat, der Stadt. Und was anders könnte der ihren Namen tragende Preis wollen als eben diesen Schutz. *Glaukopis* nennt sie die griechische Tradition – helläugig. Strahlenden Blickes gibt sie Glanz der Stadt, die sie schützt.

Solchen Glanz erhoffen wir, die Bürger Jülichs, für unsere Stadt auch vom ersten MinervaPreis-Träger, der im Titel seines preiswürdigen Festvortrags aus dem vorigen Jahr fast nebenher von „Jülicher Spiegelungen“ sprach. Von solchen Spiegelungen sagt Goethe, daß sie „das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höheren Leben emporsteigern“.

Sehr geehrter Herr Professor Kaiser, nicht mehr und nicht weniger als eine solche Emporsteigerung erhofft sich die Stadt Jülich von Ihnen als ihrem ersten MinervaPreis-Träger. Der Dank der Jülicherinnen und Jülicher aber gilt dem Förderverein Kulturhaus, der einen solchen Preisträger zum Ruhm Jülichs ausfindig gemacht hat.

Vielen Dank!

Die Stadt Jülich ist ein Ort der Geschichte und der Kultur. Sie hat eine lange Tradition und ist heute ein Zentrum der Wissenschaften und der Kunst. Die Stadt ist ein Ort der Begegnung und der Zusammenarbeit. Sie hat eine reiche Geschichte und ist heute ein Ort der Erneuerung und der Entwicklung. Die Stadt ist ein Ort der Hoffnung und der Zukunft. Sie hat eine reiche Kultur und ist heute ein Ort der Kreativität und der Innovation. Die Stadt ist ein Ort der Liebe und der Freundschaft. Sie hat eine reiche Natur und ist heute ein Ort der Erholung und der Entspannung. Die Stadt ist ein Ort der Gerechtigkeit und der Gleichheit. Sie hat eine reiche Demokratie und ist heute ein Ort der Partizipation und der Mitsprache. Die Stadt ist ein Ort der Toleranz und der Akzeptanz. Sie hat eine reiche Pluralität und ist heute ein Ort der Vielfalt und der Differenz. Die Stadt ist ein Ort der Solidarität und der Verbundenheit. Sie hat eine reiche Gemeinschaft und ist heute ein Ort der Unterstützung und der Hilfe. Die Stadt ist ein Ort der Würde und der Ehre. Sie hat eine reiche Identität und ist heute ein Ort der Stolz und der Pracht. Die Stadt ist ein Ort der Schönheit und der Harmonie. Sie hat eine reiche Landschaft und ist heute ein Ort der Inspiration und der Kreativität. Die Stadt ist ein Ort der Macht und der Stärke. Sie hat eine reiche Autorität und ist heute ein Ort der Führung und der Verantwortung. Die Stadt ist ein Ort der Weisheit und der Einsicht. Sie hat eine reiche Erfahrung und ist heute ein Ort der Reflexion und der Erkenntnis. Die Stadt ist ein Ort der Liebe und der Hoffnung. Sie hat eine reiche Zukunft und ist heute ein Ort der Träume und der Visionen. Die Stadt ist ein Ort der Gerechtigkeit und der Gleichheit. Sie hat eine reiche Demokratie und ist heute ein Ort der Partizipation und der Mitsprache. Die Stadt ist ein Ort der Toleranz und der Akzeptanz. Sie hat eine reiche Pluralität und ist heute ein Ort der Vielfalt und der Differenz. Die Stadt ist ein Ort der Solidarität und der Verbundenheit. Sie hat eine reiche Gemeinschaft und ist heute ein Ort der Unterstützung und der Hilfe. Die Stadt ist ein Ort der Würde und der Ehre. Sie hat eine reiche Identität und ist heute ein Ort der Stolz und der Pracht. Die Stadt ist ein Ort der Schönheit und der Harmonie. Sie hat eine reiche Landschaft und ist heute ein Ort der Inspiration und der Kreativität. Die Stadt ist ein Ort der Macht und der Stärke. Sie hat eine reiche Autorität und ist heute ein Ort der Führung und der Verantwortung. Die Stadt ist ein Ort der Weisheit und der Einsicht. Sie hat eine reiche Erfahrung und ist heute ein Ort der Reflexion und der Erkenntnis. Die Stadt ist ein Ort der Liebe und der Hoffnung. Sie hat eine reiche Zukunft und ist heute ein Ort der Träume und der Visionen.

# Grüßwort

Die Stadt Jülich ist ein Ort der Geschichte und der Kultur. Sie hat eine lange Tradition und ist heute ein Zentrum der Wissenschaften und der Kunst. Die Stadt ist ein Ort der Begegnung und der Zusammenarbeit. Sie hat eine reiche Geschichte und ist heute ein Ort der Erneuerung und der Entwicklung. Die Stadt ist ein Ort der Hoffnung und der Zukunft. Sie hat eine reiche Kultur und ist heute ein Ort der Kreativität und der Innovation. Die Stadt ist ein Ort der Liebe und der Freundschaft. Sie hat eine reiche Natur und ist heute ein Ort der Erholung und der Entspannung. Die Stadt ist ein Ort der Gerechtigkeit und der Gleichheit. Sie hat eine reiche Demokratie und ist heute ein Ort der Partizipation und der Mitsprache. Die Stadt ist ein Ort der Toleranz und der Akzeptanz. Sie hat eine reiche Pluralität und ist heute ein Ort der Vielfalt und der Differenz. Die Stadt ist ein Ort der Solidarität und der Verbundenheit. Sie hat eine reiche Gemeinschaft und ist heute ein Ort der Unterstützung und der Hilfe. Die Stadt ist ein Ort der Würde und der Ehre. Sie hat eine reiche Identität und ist heute ein Ort der Stolz und der Pracht. Die Stadt ist ein Ort der Schönheit und der Harmonie. Sie hat eine reiche Landschaft und ist heute ein Ort der Inspiration und der Kreativität. Die Stadt ist ein Ort der Macht und der Stärke. Sie hat eine reiche Autorität und ist heute ein Ort der Führung und der Verantwortung. Die Stadt ist ein Ort der Weisheit und der Einsicht. Sie hat eine reiche Erfahrung und ist heute ein Ort der Reflexion und der Erkenntnis. Die Stadt ist ein Ort der Liebe und der Hoffnung. Sie hat eine reiche Zukunft und ist heute ein Ort der Träume und der Visionen. Die Stadt ist ein Ort der Gerechtigkeit und der Gleichheit. Sie hat eine reiche Demokratie und ist heute ein Ort der Partizipation und der Mitsprache. Die Stadt ist ein Ort der Toleranz und der Akzeptanz. Sie hat eine reiche Pluralität und ist heute ein Ort der Vielfalt und der Differenz. Die Stadt ist ein Ort der Solidarität und der Verbundenheit. Sie hat eine reiche Gemeinschaft und ist heute ein Ort der Unterstützung und der Hilfe. Die Stadt ist ein Ort der Würde und der Ehre. Sie hat eine reiche Identität und ist heute ein Ort der Stolz und der Pracht. Die Stadt ist ein Ort der Schönheit und der Harmonie. Sie hat eine reiche Landschaft und ist heute ein Ort der Inspiration und der Kreativität. Die Stadt ist ein Ort der Macht und der Stärke. Sie hat eine reiche Autorität und ist heute ein Ort der Führung und der Verantwortung. Die Stadt ist ein Ort der Weisheit und der Einsicht. Sie hat eine reiche Erfahrung und ist heute ein Ort der Reflexion und der Erkenntnis. Die Stadt ist ein Ort der Liebe und der Hoffnung. Sie hat eine reiche Zukunft und ist heute ein Ort der Träume und der Visionen.

# Laudatio

„Die Liebe und der Tod“

Prof. Dr. Wolfgang Frühwald

Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Bonn

In Jülich ist offenkundig der Geist des Experimentierens eingezogen. Davon zeugt, daß Sie an diesem Dezemberabend, in einer doch hauptsächlich von natur- und technikwissenschaftlich arbeitenden Menschen bevölkerten Stadt, zwei Geisteswissenschaftler als Preisträger und Laudator miteinander konfrontieren. Ich füge mich dem Geist des Experiments und halte nun, als Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, keine Laudatio auf den erfolgreichen Rektor der Universität Düsseldorf und den ebenso erfolgreichen Präsidenten des Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen, sondern mute Ihnen zu, einem Dialog zwischen zwei Germanisten – Gert Kaiser und Wolfgang Frühwald – zuzuhören, wobei Gert Kaiser in von mir zitierten Texten mit meiner Stimme sprechen wird. Damit erprobe ich, ob unser gemeinsames Fach, die Wissenschaft von der deutschen Literatur, die in Ihrem Kreis doch fast exotisch anmutet, auch über die Fachöffentlichkeit hinaus Interesse beanspruchen kann; – denn an der Stelle der Laudatio, an der Sie einzuschlafen beginnen, ist die Legitimationsbasis dieses Faches brüchig geworden. Sollte das Experiment mißlingen, sollten Sie also tatsächlich in größerer Anzahl einschlafen, sage ich zu meinem Freund Joachim Treusch gewandt: „Selbst schuld!“ Sollte das Experiment aber gelingen, sage ich, ebenfalls zu ihm gewandt, jetzt schon: „Danke schön!“

## 1. Paradigma

„Die Geschichte“, meinte Walter Benjamin in seinen Thesen „Über den Begriff der Geschichte“, sei

Gegenstand einer Konstruktion, deren Ort nicht die homogene und leere Zeit, sondern

die von Jetztzeit erfüllte bildet. So war für Robespierre das antike Rom eine mit Jetztzeit geladene Vergangenheit, die er aus dem Kontinuum der Geschichte heraussprenge. Die französische Revolution verstand sich als ein wiedergekehrtes Rom; sie zitierte das alte Rom genau so, wie die Mode eine vergangene Tracht zitiert. Die Mode hat die Witterung für das Aktuelle, wo immer es sich im Dickicht des Einst bewegt. Sie ist der Tigersprung ins Vergangene.

Diese Definition von Geschichte als eine von Jetztzeit erfüllte Vergangenheit liegt quer zum antiquarisch-historistischen Interesse des 19. Jahrhunderts, das aus der objektivistischen *Geschichtsbetrachtung* die moderne *Geschichtswissenschaft* destillierte, die Vorstellung, daß – mit Ranke zu sprechen – jede Epoche unmittelbar zu Gott sei, oder, um mit Gert Kaiser kritisch zu fragen, ob es tatsächlich unwissenschaftlich sei, wenn sich die Gegenwart in irgendeiner Weise in die historische Erkenntnis einmischet. Das objektive, besser das objektivistische Verhalten gegenüber den Gegenständen der historisch orientierten Wissenschaften (und die Mediävistik, der sich Gert Kaiser zugehörig fühlt, ist eine primär historische Wissenschaft) hat jenes Element kreativer, lebendiger und lebendig machender Neugierde aus den Fragestellungen unserer Fächer vertrieben das allein den historischen Wissenschaften das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit sichert, als es die spezialistischen Methodengemeinden der Geisteswissenschaften heute vermögen. Der in Heidelberg, bei Peter Wapnewski 1964 promovierte und dort 1971 auch habilitierte Gert Kaiser, der sein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gewährtes Habilitationsstipendium in dem Jahr erhalten hat, in dem ich das meine schon verbraucht hatte (1969), beruft sich bei seinem Plädoyer für die Neugierde, bei der Werbung für

eine Kultur des neugierigen Fragens nicht auf Walter Benjamin, sondern auf Hans-Georg Gadamer, den *Doyen* der Heidelberger Schule der Philosophie, der dieses „objektive“ Sich-Verhalten zur Geschichte als Selbstbetrug entlarvt, weil es die historischen Ereignisse, die ja immer mehr sind als bloße Ereignisse, mit „dem falschen Schein der Wahrheit“ umgibt. Gert Kaiser, promoviert über einen scheinbar so fernen Gegenstand wie den Minnesang des Mittelalters und habilitiert über den mittelalterlichen Artusroman, über Texte also, die vielen heute, wenn überhaupt noch, nur aus *Comics*, aus Fernsehserien oder – bestenfalls – aus dem Theater bekannt sind, gehört zu der raren Spezies von Kulturwissenschaftlern, die sich anschicken, ihrem Fach das Interesse der Menschen zurückzuerobieren, indem sie nicht in das Klagegedicht über die der Gegenwart verlorene historische Dimension einstimmen, sondern „neugierig“, also auch neue Fragen nach der Natur des Menschen und der vom Menschen gestalteten Welt stellen. Es mag sein, daß wir, die wir dieses Fragen teilen, dabei insgeheim auf der Suche nach uns selbst und nach unserer Herkunft sind oder – anders ausgedrückt – auf der Suche nach jenem *universale humanum*, nach dem, was den Menschen zum Menschen macht, was durch Genbiologie und Hirnforschung mir nicht näher-, sondern fernergerückt erscheint, weil es uns faßbar nur in der je eigenen historischen Gestalt ist. Gert Kaiser, der sich selbst zu einer historischen Sozialpsychologie bekennt und sozialhistorische Zugänge zur Literatur sucht, arbeitet mit an einer historischen Anthropologie. Diese lehrt, Ästhetik (und das Ästhetische), Literatur, Musik und Bildende Kunst als Indikatoren für die historisch zu erfassende Natur des Menschen zu verstehen. Er führt damit vielleicht ein wissenschaftliches Paradigma mit herauf, das wieder etwas besagt, das Berührungs- und Überschneidungszonen mit den Fragen der avancierten Natur- und Biowissenschaften erkennen läßt und insgesamt eine Historiographie erstrebt, die nahe an unserer Erfahrung des Lebens liegt. Dieses Paradigma ist orientiert an der Vorstellung einer „anamnetischen Kultur“ (J.B. Metz), einer Kultur der Erinnerung, „die auch um jenes Vergessen weiß, das noch in jeder Vergegenständlichung herrscht“. Eine solche Kultur

(historischen Jetztzeit-Wissens) lebt ohne antiquarisches Interesse an der Vergangenheit, sie deutet die uns zugänglichen Zeichen (das Wort, den Text, das Bild, das Bauwerk, die Landschaft, das Ritual, die Normengewöhnung, das kollektive Bewußtsein) als Signale von Verwandlung des Einst in das Jetzt, von Vergangenenem in Gegenwärtiges, von Vergessenem in Gegenständliches – als Zeichen der Verwandlung dessen, was Menschen in den Zeiten vor uns gelebt, gelacht, gelitten haben, um uns die Frist und das Begreifen unseres Lebens zu schenken.

## 2. Stil

Verzeihen Sie bitte diese komplizierten Sätze eines Literaturwissenschaftlers über einen anderen, aber Sie haben mir die Aufgabe gestellt, Ihnen das Denken Gert Kaisers zu charakterisieren, Ihnen die Faszination verständlich zu machen, die ein Philologe mit seinem Werk auf eine im ganzen andere, eher experimentell orientierte Kultur ausübt. Diese Aufgabe ist nicht eben leicht, weil Gert Kaiser die Kunst versteht, das Tiefe an der Oberfläche zu verstecken, scheinbar leichthin zu sagen, was langes Nachdenken – vorher – erfordert, im Glanz der Formulierung zu bergen, was als Botschaft an ein von diesem Fragen ergriffenes Publikum gemeint ist. Ich zitiere hier nur wenige Beispiele dieser Formulierungskunst aus dem Aufsatz (1983) „Liebe außerhalb der Gesellschaft. Zu einer Lebensform der höfischen Liebe“, der eine „bizarre Erscheinung aus dem Bildervorrat der Liebe in der höfischen Literatur des Mittelalters“ beschreibt – nämlich den mit einer Geliebten umherziehenden Ritter. Von Iblis ist dabei die Rede, der Tochter jenes Iweret, den ihr Freund Lanzelet am Brunnen erschlagen hat:

Im Traum sieht Iblis zum ersten Mal ihren Ritter und liebt ihn sogleich so sehr, daß sie davon aufwacht. ... Wie unter magischem Zwang ... reitet sie zu dem Brunnen, steigt vom Pferd und begrüßt den Ritter, den sie sich eben noch geträumt hat.

Dieses „sich“ – „den sie sich eben noch geträumt hat“ – ist der einzige Kommentar des Interpreten

in einem scheinbar paraphrasierenden Text; es ruft – zwischen den Zeilen – ein anderes literarisches Bild unserer Erinnerung hervor: Iblis, die Freundin des Lanzelet, erscheint plötzlich als ein anderes Kätchen von Heilbronn. Hier wird davon berichtet, daß die Liebe in ihrem Spiegel stets das Bild des geliebten Anderen erblickt, daß Glück also wohl bedeutet, den anderen glücklich zu machen; daß die Liebe von Tristan und Isolde „so etwas wie der Stachel im Fleisch des gezähmten *amour courtois*“ ist. Die Lebensform solcher Menschen ist dadurch ausgezeichnet, daß „die Minnekatastrophe“ über sie hereinbricht.

### 3. Urszenen

Ob wir Menschen der Moderne, die wir (in unserem historisch geprägten Bewußtsein) durch das Zeitalter der Rationalisierung, auch des Trieb- lebens und aller Leidenschaften, und durch das Zeitalter bürgerlicher Dezenz hindurchgegangen sind, ob wir uns, bei aller Offenheit, die wir errungen haben, bei allen Freiheiten und Freizügigkeiten, die wir uns erlauben, je werden vorstellen können, was eine solche „Minnekatastrophe“ für die in das höfische Zeremoniell und Regelwerk eingebundenen Menschen des Mittelalters bedeutete? Vielleicht ist in Richard Wagners Musik zur ersten modernen Oper der Musikgeschichte eine Ahnung davon aufbewahrt, weil Tristan dort die Geliebte gleichsam mit dem Tode betrügt, weil er lieber stirbt, als der Gewalt von Isoldes Liebe ausgesetzt zu sein, und weil dort Isolde an einem Schmerz zugrunde geht, dem gegenüber Tristan den Tod als das leichtere Schicksal wählte. Diese Isolde Richard Wagners freilich gehört einem Geschlecht von Frauen an, vor dem die Männerwelt wie vor der wiedergeborenen Judith (Hebbels und Gottfried Kellers), vor Brunhild und Salome und vor der gewaltigen Lorelei erzitterte, einem Geschlecht, das die Liebe als eine Persönlichkeitsmacht entdeckte, der das – auch im 19. Jahrhundert – strikt ökonomisch denkende Geschlecht der Männer sich verweigerte. Nirgendwo – so scheint mir – kommt unsere Wissenschaft dem Grund des Menschlichen so nahe wie hier, weil dieses Geschlechterverhältnis, in dem die

größte Nähe mit der größten Entfremdung zusammengeht, durchaus etwas mit dem Verhältnis des Menschen zur Natur (zunächst zu der des eigenen Leibes) zu tun hat und weil der modernen Entfremdung der Geschlechter die Entfremdung des Menschen von der Natur entspricht. An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert haben die deutschen Romantiker deshalb die Elementarmythen, zum Beispiel den Gegensatz von Feuer und Wasser, zur Beschreibung von „Minnekatastrophen“ genutzt, und Achim von Arnim, der, mit Bettine Brentano verheiratet, wahrhaftig wußte, was „Minnekatastrophen“ sind, hat die Liebe nur als den Waffenstillstand im ewig unstillbaren Kampf der Geschlechter bezeichnet. Bei Gert Kaiser habe ich gelernt, daß es mittelalterliche Ausformungen dieser Urszene der Geschlechterbegegnung gibt, in denen alles das schon angelegt ist, denn, so heißt es bei ihm,

die Lebensform des allein reitenden Liebespaars ist eine Lebensform nicht der Liebe, sondern der Entfremdung. Die Ferne von der Gesellschaft entspricht der Ferne zwischen den Liebenden ...

Vielleicht ist gar alle Literatur nur die Ausformung, die historische Verwandlung von Urszenen? So jedenfalls hat mir der Schriftsteller Wolfgang Koeppen sein jahrzehntelanges Schweigen zu erklären versucht. „Es ist alles gesagt“, gab er zur Antwort, als ich ihn fragte, warum er nicht mehr schreibe. „Adam begegnet der Eva, Kain beneidet den Abel.“

### 4. Lebensformen

„Lebensformen“ also sucht Gert Kaiser (im Anschluß an Arno Borsts großes Geschichtenbuch „Lebensformen im Mittelalter“, 1973) zu erfassen. Er sucht sich dabei zum Exempelfeld eine Zeit, in der sich die Menschen, in der aber auch die Menschen der sie umgebenden Natur noch beängstigend nahe waren, in der die Literatur – und das scheint mir der große Unterschied zur Moderne zu sein – noch nicht bewußt Literatur von und über Literatur war, sondern „ganz selbst-

verständlich Teil des sozialen Lebensvollzugs“; Gert Kaiser suchte sich eine Zeit im Übergang, eine Zeit, in der sich die Volkssprachen der Liebe und ihrer Möglichkeiten bemächtigten, als jener Dammbbruch geschah, bei dem zugleich mit der „Erfindung der Liebe“ ein fast kosmischer Schrecken über die grundstürzenden Möglichkeiten dieser neuen Lebenserfahrung die höfische Gesellschaft ergriffen hatte:

... so stellt es sich uns dar. Eine Bemächtigung muß es gewesen sein, denn die Literatur zeigt zunächst nichts anderes als ein tiefes Erschrecken der Menschen vor der Elementargewalt Liebe, zeigt zum Teil blankes Entsetzen darüber, daß die Liebe die sorgsam errichteten gesellschaftlichen Konventionen umstürzt, über Sitte und Vereinbarung fast höhnisch triumphiert (G. Kaiser: „Über die Liebe im Mittelalter“, 1983).

In der Tat: „Nichts ist mehr wie früher“ – und die Zeit, in welcher der Dammbbruch geschah, ist die Zeit der großen Waldrodungen in Europa zwischen dem 11. und dem 13. Jahrhundert gewesen, so daß Walther von der Vogelweide klagt, er erkenne als erwachsener Mann die Landschaft seiner Jugend nicht mehr wieder. Diese Parallele von Liebe und Landschaft also ist kein Zufall, sondern das Pendant zu dem am Beispiel der Lebensform *Liebe* geschilderten Mentalitätswandel einer in den Staaten Europas tonangebenden Gesellschaftsschicht. Erst langsam ist seit dem Ende des 13. Jahrhunderts auch das Wort *Liebe*, das bis dahin ganz der „Freude“ vorbehalten war, in die Bedeutung der „Minne“ (= *unio* = Gemeinsamkeit, Vereinigung) eingedrungen und hat das alte Wort schließlich aus seinen angestammten Bedeutungsbereichen verdrängt. Gert Kaiser verweist mit Recht darauf, daß sich die im Mittelalter angelegte Vorstellung der Liebe erst durchgesetzt hat

mit und in der bürgerlichen Idee der Liebesheirat (im 18. und 19. Jahrhundert) als dem listig-säkularen Versuch, die gesellschaftsprengende Macht der Liebe eben der Gesellschaft nutzbar zu machen, indem die Liebe zum Grund und Anlaß der Familiengründung erklärt wird.

Wieder ist diese Erfahrung – jetzt in der Zeit der Protoindustrialisierung – begleitet von gewaltigen Rodungen, denen jetzt die uralten Eichenwälder zum Opfer fallen, weil die Kohle noch nicht rasch genug dorthin transportiert werden kann, wo sie als Energiequelle (für die Eisenhämmer) gebraucht wurde. Der 1788 geborene Joseph von Eichendorff ist schließlich nur deshalb zum Dichter des Waldes geworden, weil er den devastierten Wäldern der Kindheit, in denen er aufgewachsen ist, nachgetrauert hat. In seinem Werk und in dem seiner Zeitgenossen mischt sich das Entsetzen über den gewaltigen und gewaltsamen Eingriff in die Natur mit dem Erschrecken darüber, daß die Ehe, das Dauerhafteste, was es im menschlichen Leben geben sollte, statt auf einer ökonomischen Basis, auf der Wirtschaftsgemeinschaft des „ganzen Hauses“, nun auf dem Zerbrechlichsten gegründet werden mußte, was das Leben kennt: auf der Liebe. 20.000 Liebesgedichte an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert allein in Deutschland zeugen von diesem Erschrecken, das einhergeht mit dem in Realität und Literatur abenteuerlichen Experiment, die Liebe und alle ihre Möglichkeiten (wirklich *alle*) zu erproben. Übriggeblieben ist aus dem großen mittelalterlichen und neuzeitlichen Experiment der Liebe als Medium der *conditio humana* die Enttäuschung über die Ohnmacht der Sprache, welche die Entfremdung steigert, weil sie nur ein schwacher Abglanz des aufflammenden Glücks (G. Kaiser: „Übers Glück“, 1986) oder der Schmerzkatastrophe ist; die Poesie wird nun zum Grabstein der Liebe:

Wenn die andern längst mit Zagen  
Den verloschnen Denkstein fragen,  
Bist du auch ein Mensch gewesen,  
Sollst du klar in mir noch lesen,

...

Daß ich mich mit heißen Tränen  
Ewiglich nach dir muß sehnen,  
Läg ich gleich an deinem Herzen  
Wie die Leiche zwischen Kerzen.

Oder, nicht mit Clemens Brentano, sondern mit dem Vers seines größten Schülers, Heinrich Heine, gesprochen, bei dem der Schmerz durch den ironischen Seitenblick auf das größere Lesepublikum gebrochen und vielleicht nochmals intensiviert, uns nähergestellt ist:

Sag', wo ist dein schönes Liebchen,  
Das du einst so schön besungen,  
Als die zaubermächt'gen Flammen  
Wunderbar dein Herz durchdrungen?

Jene Flammen sind erloschen,  
Und mein Herz ist kalt und trübe,  
Und dies Büchlein ist die Urne  
Mit der Asche meiner Liebe.

So ist die Liebe in der Erfahrung der Menschen – vom Hohen Lied Salomonis, von der gewaltigen Liebe der Penelope über den Liebespreis im 13. Kapitel des ersten Korintherbriefs bis zu Arthur Schnitzlers „Reigen“ und zu den Trennungsfigurationen des Botho Strauß – mit keiner anderen Macht enger verschwistert als mit der des Todes.

Der Kampf der Liebe mit dem Tod, die Erfahrung der Liebe als Tod und des Todes als Liebe ist eines der elementaren Motive der Weltliteratur. Die zweite Lebensform also, die Gert Kaiser, neben der Liebe, untersucht, ist die des Sterbens. Mir will scheinen, daß die finale Form des Lebens, das Sterben, das untrennbar zum menschlichen Dasein und in der bewußten Erfahrung des Todes auch zum Menschsein gehört, derzeit des Schutzes und des Nachdenkens bedürftiger ist als die Liebe. Die Diskussion um den Hirntod, die Nöte der Intensivmedizin, deren Apparaturen das Leben künstlich verlängern können, so daß der Eingriffszeitpunkt – um der Würde des Sterbens willen – definiert werden muß, der gesellschaftliche und der wissenschaftliche Druck, den die Entwicklung der Transplantationsmedizin auf die Bereitschaft zur Organentnahme ausübt, haben den Tod ins Gerede gebracht. Manches Mal überkommt mich Heimweh bei dem Gedanken an die Tröstungen, die der Sterbende im Mittelalter in den *Artes moriendi* (wiederum im sozialen Vollzug des Lebens, nicht allein in der Literatur) gefunden hat, oder wenigstens beim Gedanken an die Zuwendung, die das Sterben und die Sterbenden in der Gesellschaft, in Kunst, Theologie und Philosophie gefunden haben. Um ein Wort Gert Kaisers über die Lebensformen der Liebe auf die des Sterbens hin abzuwandeln: ... So wie die Lebensformen des Sterbens das

Epochenanlitz des Mittelalters mitgeprägt haben, so wird auch das Gesicht unserer Gegenwart in markanten Linien und Zügen gezeichnet durch genau jene Kultur oder Unkultur des Sterbens, zu der wir fähig sind. Im Totentanz, einer Gattung und einem Motiv der Kunst vom Mittelalter bis in die Gegenwart – in ihm sind Gleichheit, Bußbereitschaft und Bußpredigt, Angst auch vor dem Teufel und der Versuch abgebildet, das dem Leben völlig Fremde, den Tod, in das Leben hineinzu nehmen – treffen sich Liebe und Kunst und Tod und Verdammungsangst, so daß wir auf das neue Buch von Gert Kaiser „Der Tod und die schönen Frauen. Ein Elementarmotiv der europäischen Kultur“ gespannt sein dürfen. Es beschreibt den Totentanz vom Mittelalter über Schubert, Bürger und Heine bis zu Schnitzler, Strindberg, Horst Janssen, Tomi Ungerer und Ariel Dorfmann. Die Moderne hat zwar, wie Gert Kaiser belegt, den Tod von seinen dämonischen Wesenszügen gereinigt, indem sie ihm das Tanzen ausgetrieben hat („Der tanzende Tod. Mittelalterliche Totentänze“, 3. Auflage, 1993), doch scheint diese Moderne von neuen, selbst erschaffenen Teufeln und Dämonen heimgesucht, die nicht minder unheimlich und ängstigend sind als die bocksbeinigen und gehörnten Wesen des Mittelalters. Bekanntlich ist die Wissenschaft an der Erfindung solcher Angstfigurationen nicht unbeteiligt. Es läßt sich also – so Gert Kaiser –

nicht ausschließen, daß die Wiederentdeckung des Totentanzes durch Kunst und historische Wissenschaft ein Indikator für eine veränderte Zeitstimmung ist, die dem Vergänglichkeitsmotiv neuen Raum gibt und damit zeigt, daß sie von Vorahnungen heimgesucht ist.

Es könnte auch sein, daß die intensive neue Beschreibung von Lebensformen des Liebens und Sterbens Ausdruck eines elementaren Mangels ist – eines Mangels an verbindlichen, für die Vielen, nicht für Einzelne existentiell berührenden Lebensformen, jenseits der Trauer und der Hoffnung auf den Traum des Sterbens, der nur durch die Erfahrung der Liebe überhaupt – bewußt – erträglich wird:

Der Tod das ist die kühle Nacht,  
Das Leben ist der schwüle Tag.  
Es dunkelt schon, mich schläfert,  
Der Tag hat mich müd' gemacht.

Über mein Bett erhebt sich ein Baum,  
Drin singt die junge Nachtigall;  
Sie singt von lauter Liebe,  
Ich hör' es sogar im Traum.

##### 5. MinervaPreis

Ich kann es gut verstehen, daß Sie Gert Kaiser den MinervaPreis verleihen, der schon in der Preisfigur das alte Jülich mit der neuen Wissenschaftsstadt verknüpft, weil Gert Kaiser in einer bewundernswert geistvollen Rede über „Festung und Forschungszentrum – Jülicher Spiegelungen“ (1993) nicht nur die historische Gestalt der Festung Jülich, bis hin zu dem sinnlosen Luftangriff im November 1944 und der Photographie Churchills vor der Zitadelle, beschrieben, sondern auch den historischen und den sozialen Ort der KFA in das Pentagramm der alten Festungsstruktur eingeschrieben hat. Auch wer nicht an „historische Prädestination“ glaubt, wird sich der Faszination der Parallele von Idealstadt und Leittechnologie, von Gesellschafts-Utopie und Energie-Utopie, also der Parallelisierung von Zukunftsvisionen nach den großen Zerstörungen, nicht entziehen können. Daß die Signale aus dem Stetternicher Forst, sich in kontroverse, gesellschaftliche Diskurse zu begeben, mit dem heutigen Abend lauter und hörbarer werden, ist für mich – nun mit dem Hut des DFG-Präsidenten bekleidet – eine große Freude und ein Signal der Hoffnung auf die im Diskurs entstehende größere Gemeinschaft der Wissenschaft über die Grenzen der Fachkulturen hinweg. Ich gratuliere den Jülichern in diesem Sinne zu ihrem ersten MinervaPreis-Träger und Ihnen, lieber Herr Kaiser, zu der verdienten Auszeichnung.

Der Förderverein Kulturhaus Jülich e.V.

verleiht den

## MinervaPreis Jülich

im Jahre 1994

Herrn Professor Dr. Gert Kaiser

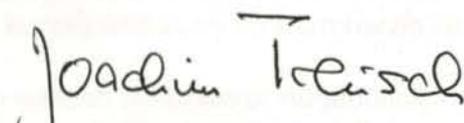
Rektor der  
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf  
und  
Präsident des  
Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen



für seinen sinnstiftenden Beitrag zur Begegnung  
zwischen Kultur und Wissenschaft in der Stadt Jülich,  
den er im Oktober 1993 unter dem Titel

„Festung und Forschungszentrum –  
Jülicher Spiegelungen“

als Festvortrag in der Jülicher Zitadelle formulierte.

  
Prof. Dr. Joachim Treusch  
1. Vorsitzender

  
Dipl. Ing. Heinz A. Schüssler  
2. Vorsitzender

Jülich, den 2. Dezember 1994



Der Förderverein Kulturbund Jülich e.V.

verehrt den

# Minervapreis Jülich

im Jahre 1994

Herrn Professor Dr. Gert Kaiser

Rektor der

Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

und

Präsident des

Maischottentums Nord der Westfalen



für seinen sinnstiftenden Beitrag zur Begegnung

zwischen Kultur und Wissenschaft in der Stadt Jülich

den er im Oktober 1993 unter dem Titel

„Festung und Forschungszentrum“

„Jülicher Spiegelungen“

als Festvortrag in der Jülicher Zäbelle formulierte

*Handwritten signature*

Dipl.-Ing. Hans A. Schöler  
1. Vorsitzender

*Handwritten signature*

Herrn Dr. Gert Kaiser  
Vorsitzender

Jülich, den 2. Dezember 1994

# Dankwort

Prof. Dr. Gert Kaiser

Rektor der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf,  
Präsident des Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen

Um es rundheraus zu sagen: Ich freue mich ganz außerordentlich, daß ich diesen schönen und so sympathischen Preis bekommen habe.

Und im selben Maße ist mir nach Dank zumute – so bin ich froh, daß im Programm ein Plätzchen dafür vorgesehen war.

Meine Damen und Herren: Sie kennen das vielleicht mit dem Ritual der Danksagungen. Es ist für diejenigen, die einen Preis verleihen, manchmal sogar ein wenig ärgerlich. Da bekommt einer nach vielen Beratungen und manchem Kopfzerbrechen einen Preis – aber statt gehörig Dank zu sagen, streitet er plötzlich in tiefer Demut seine Verdienste ab, macht sie kleiner, als sie sind, und windet sich in affektierter Bescheidenheit so lange, bis die Juroren mit ihm – und an ihm – zu zweifeln beginnen, ob er wirklich die richtige Wahl gewesen sei. Gewiß, dann ist es zu spät, auch in meinem Fall, aber ich will dennoch vermeiden, daß die Jury etwa Bedenken bekommt.

Ich will Ihnen von Herzen Dank sagen, lieber Joachim Treusch. Von einer Jury unter Ihrer Leitung ausgezeichnet zu werden und damit – wenigstens teilweise – Ihren als extrem bekannten Ansprüchen an Geist und Intellektualität zu genügen, das ist mir wahrhaft Auszeichnung. Ich bin sehr bewegt durch diese Geste der Anerkennung und Sympathie.

Ihnen, Herr Bürgermeister, bin ich dankbar, daß mir durch Sie ein Glückwunsch dieser schönen Stadt geschenkt wird und daß der Glückwunsch so kundig und auch so warmherzig ist.

Ein wirklich besonderer Augenblick in meinem Wissenschaftler-Leben ist, daß der von mir verehrte Wolfgang Frühwald sich als Laudator bereit-

gefunden hat. Der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft ist – auch ohne diesen Amtsinhaber – schon eine Art Wissenschaftsikone, und es braucht für uns normale Professoren eine betonte Lässigkeit, ihn als einfachen Kollegen zu behandeln. Bei diesem Präsidenten freilich ist mir das nie gelungen, weil ich meine Hochschätzung nie ganz vor ihm verbergen konnte. Sie haben in meinen Arbeiten so kenntnisreich und erhellend Zusammenhänge sichtbar gemacht – daß ich das hinfort jetzt auch so sehen möchte.

Es ist das alte Wunder der Hermeneutik, daß sich in der Rückschau Motive und Sinnlinien entdecken lassen, die die Handelnden selbst so nicht wahrnehmen können.

Wolfgang Frühwald, ich bin tief in Ihrer Schuld: Machen Sie davon Gebrauch.

Für die deutsche Wissenschaft ist es – und nun und auch das im Ernst – womöglich von entscheidender Bedeutung, daß diese beiden Männer, Wolfgang Frühwald und Joachim Treusch, gegenwärtig an der Spitze der wohl wichtigsten Forschungsorganisationen stehen und damit das Bild der deutschen Forschung für die Politik und für das Ausland prägen. Und das in einem Augenblick, wo über die Weltgeltung der deutschen Forschung entschieden wird.

Das Besondere an diesen beiden Männern ist (und es dürfte theoretisch eigentlich gar nicht vorkommen), daß sie beide in den Wissenschaftskulturen, denen sie angehören, also der geisteswissenschaftlichen der eine und der naturwissenschaftlichen der andere, hochangesehene Forscher sind – und daß sie dennoch *mit*, ja *für* die andere Wissenschaftskultur sprechen. Und daß sie dort auch gehört werden.

Und daß sie sich nun zusammensetzen, um mir den neugeschaffenen MinervaPreis zu verleihen, das verursacht mir denn doch den oben geschilderten Anfall von Beklemmung und Bescheidenheit – einen Anfall, den ich sofort wieder, aber nur äußerlich, unterdrücke.

*MinervaPreis Jülich:* Das ist heute das erste Mal. Und doch klingt es so selbstverständlich, dieses Miteinander von Minerva und Jülich, als gäbe es diesen Preis schon hundert oder mehr Jahre. Das römische *Iuliacum*, die Stadt der Julia und der Julier, war doch wohl auch ein Außenposten der damaligen Legion *Minervia* bei Bonn; und so ist es nur natürlich, daß Minerva hier verehrt wurde.

Antike Göttinnen aber haben die Eigentümlichkeit, daß sie für vieles gut sind. Vor allem Minerva, die – neben Venus – wohl wichtigste unter den Göttinnen: Sie, die große Ausnahme unter den Frauen des Olymp, weil sie von Anfang an der Welt der Männer zugehörte, so als müsse sie die Welt mit den Geschäften der Männer versöhnen, mit der Kriegskunst, mit dem Handwerk (da besonders mit den Schmieden und Erzgießern), mit dem Erfindertum überhaupt. Ihr Geburtsvorgang ist bezeichnend genug. Nicht aus dem mütterlichen Schoß, sondern aus dem väterlichen Kopf tritt sie hervor; nicht die Hebamme ist die Geburtshelferin, sondern der Hammer des Vulcanos, der auf den Schädel des Jupiters herniederfährt und so die Tochter in goldschimmernder Rüstung ans Licht bringt.

Warum erzähle ich das?

Ich hatte vor einiger Zeit die Freude, auf einige geheimnisvolle, aber offenbare Parallelen zwischen der Festung und dem Forschungszentrum Jülich hinzuweisen. Da gibt es ein langherrührendes Miteinander, das man nicht für möglich gehalten hätte.

Und dieses Miteinander bewährt sich nun in dieser großen Göttin: Die in Jülicher Erde über die Jahrhunderte aufbewahrte Minerva, die Patronin der Künste, der Handwerker und der

Erfinder – sie ist die Mittlergestalt zwischen dieser Stadt und ihrer großen Denk- und Erfinderschmiede, dem Forschungszentrum Jülich.

Sie hätten keine glücklichere Gestalt dafür, keine sinnreichere Verkörperung finden können.

Deshalb bin ich glücklich, stolz und dankbar, Träger des MinervaPreises Jülich zu sein.

Ich danke Ihnen.

# Anhang

Festvortrag

auf dem Jahresempfang des Forschungszentrums Jülich

am 29. Oktober 1993

in der Zitadelle Jülich:

„Festung und Forschungszentrum – Jülicher Spiegelungen“

Prof. Dr. Gert Kaiser

Rektor der Heinrich-Heine Universität Düsseldorf,

Präsident des Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen

Was Festreden jeder Art bei einem normal gebliebenen Publikum so verhaßt macht, ist, daß sie dann erst beginnen, wenn alle Welt auf ein Ende der Reden hofft.

Und Festreden entstehen auch nur (das muß man mal ein wenig verfolgen), weil die Organisatoren solcher Veranstaltungen während der Planung nicht genug Phantasie haben, sich den Zustand des Publikums beim endlichen Beginn des Festvortrags vorzustellen.

So gäbe es auch diese Rede nicht, wenn der Vorstandsvorsitzende der KFA, Herr Kollege Treusch, etwas einfühlsamer gewesen wäre und nicht vor zwei Monaten etwa in den vor Ihnen stehenden Festredner gedrungen wäre, um ihm die nun folgenden Mitteilungen abzunötigen. Ein wenig mehr Gespür für Ihre Gäste, lieber Herr Kollege – und manche Belästigungen könnten vermieden werden.

Ich sollte Ihnen, meine verehrten Zuhörer, wenigstens Erleichterung – und mir *notabene* eine *Capitatio benevolentiae* – dadurch verschaffen, daß ich ankündige, mein Vortrag sei kurz – aber da kennen Sie wiederum die Gattung der Festredner schlecht: Wenn man ihnen erst einmal ein Publikum ausliefert, neigen sie zur Gnadenlosigkeit.

So wird mein Vortrag also dreiunddreißig Minuten dauern, und Sie werden sich den anschließenden Imbiß herzlich verdient haben.

Wer, wie ich, für den Titel seines Vortrags die schöne **F**-Alliteration wählt – also „Festung und Forschungszentrum“ – und zudem anspruchsvoll von „Jülicher Spiegelungen“ redet, der wird hoffentlich mehr im Sinn haben, als nur auf den freundlichen Umstand hinzuweisen, daß die KFA dieses Jahr ihren Empfang in der Jülicher Zitadelle zelebriert – und sich so mit dem großen Alessandro Pasqualini schmückt, dem Architekten von Stadt, Festung und Zitadelle, dem die Stadt Jülich ein so schönes Gedenkjahr widmet. Das allein würde den gespreizten Titel nicht rechtfertigen, obwohl diese Ortswahl keineswegs bedeutungslos ist – ist sie einerseits ja doch eine freundliche *Hommage* des Forschungszentrums an die Stadt Jülich und verrät sie andererseits zugleich ungesättigte kulturelle Bedarfe innerhalb der KFA.

Der europäische Ruhm der Festung Jülich gründet bekanntlich auf dem Umstand, daß dieser Ort einer der ersten im mittleren und nördlichen Europa war und einer der wenigen blieb, der eine große europäische Architekturbewegung grandios verwirklichte: die Kombination nämlich von *Renaissance-Festungsbau* und *Idealstadt*.

Die Kunst des Festungsbaus ist, wie man weiß, die architektonische Antwort auf einen technologischen Sprung – die Entwicklung der Feuerwaffen, besonders dann der Artillerie im Laufe des 15. Jahrhunderts. Auch die stärksten Stadt- oder Burgmauern halten der Feuerkraft der Geschütze nicht mehr stand.

Vor allem in Italien kommt es zu einer fieberhaften Welle von Festungsbauten. Denn Italien hat ein traumatisches Erlebnis hinter sich: Der französische Karl VIII. nimmt 1494 auf einem einzigen rauschhaften Feldzug die ganze noch mittelalterliche Festungslandschaft bis nach Unteritalien ein. Unter den Einschlägen seiner neuen und weitreichenden Artillerie bersten die stolz aufragenden, aber eher dünnen Befestigungsmauern der Städte und Burgen wie Holzkisten unter der Axt.

Das Mittelalter ist zu Ende. So wie die schönen Ritterheere im Blutbad enden, so brechen die stolzen Burgtürme unter den Kanonenschlägen zusammen.

Und es entwickelt sich eine ganz neue Art der Befestigung. Die Fortifikationen, wie sie jetzt heißen, werden niedriger, geduckter, sorgsam gestaffelt, mit schwebewaffneten Schanzen, mit freiem Schußfeld für die eigenen Geschütze, teils runde, teils schiffsbugartige Bastionen – und sogleich hat die neue Architektur nicht nur einen militärischen Zweck, sondern auch einen künstlerischen Anspruch.

Das wunderschöne Sternendesign der Festungen dankt sich freilich vor allem der Frage, wie man das seitliche Feuer der Artillerie-Schießscharten ausnutzen kann – und zwar so, daß sich keine toten Winkel bilden, in denen sich der Angreifer bergen könnte.

In einer sehr wichtigen und epochemachenden Arbeit über „*Renaissance Fortification*“ stellt der Nestor der englischen Kunstgeschichte, Sir John Rigby Hale, angesichts der machtvollen italienischen Festungsbauten des 15. und 16. Jahrhunderts die Frage:

They are important, but are they, can they be, beautiful? Are they a proper concern for a historian of art, or should they be left to that perhaps drabber figure, the chronicler of engineering?<sup>1</sup>

Natürlich kommt er zu dem Schluß, daß Festungen Kunstwerke sind, um sie für den Kunsthistoriker

zu retten. Der „*chronicler of engineering*“ ist dabei allenfalls für Hilfsdienste gut. Das ist das hochgemute Urteil einer hochmütigen Kunstgeschichte, die gar nicht merkt, daß sie sich bei der falschen Frage aufhält. Die Frage stellt sich so nicht, ob das hohe Kunst oder mindere Technik ist. Immerhin haben Brunelleschi, Giotto, Vasari, Leonardo Fortifikationen geplant und gebaut. Das Auseinanderfallen von Kunst und Technik ist eine typische und betrübliche Erfahrung der Neuzeit – und es ist methodisch unerlaubt, diese Erfahrung auf historische Epochen zurückzuprojizieren. Für das Mittelalter und erst recht für die Renaissance gilt, was Jean Mignot von der Mailänder Dombauhütte 1399 so formulierte: „*Ars sine scientia nihil est*“ – Kunst ohne Wissenschaft ist nichts. Die Balance von Numerus, Pondus und Mensura – von Zahl, Gewicht und Maß – ist nicht nur die Kunsttheorie der Architektur, sondern auch der Literatur, der Musik und der bildenden Kunst.<sup>2</sup>

In Deutschland hat sogar Albrecht Dürer in seinen späten Lebensjahren (1527) ein Traktat mit dem Titel „*Etliche underricht / zu befestigung der Stett / Schlosz / und flecken*“ verfaßt, eine Arbeit, die aber offenbar einflußlos blieb – die Italiener hatten auch auf diesem Gebiet die Nase vorn. Um so folgenreicher wurde dagegen eine Arbeit des Straßburger Festungsbaumeisters Daniel Specklin, nämlich seine „*Architectura von Festungen*“, die 1589, also rund vierzig Jahre nach dem Beginn Pasqualinis in Jülich, erschien. Specklin ist angegan von der Jülicher Anlage – Zitadelle und Stadt. Er bespricht sie ausführlich in seiner Arbeit. Indessen wurmt ihn, daß eine italienische Architektenfamilie Stadt und Festung gebaut hat, so daß er ihren Namen unterschlägt und nörglerisch die möglichen Schwächen der Festung sucht und aufschreibt. Seine kritischen Notate werden

1. J.R. Hale, *Renaissance Fortification. Art or Engineering*. Norwich 1977.

2. Dazu unter anderen: H. Günther (Hrsg.), *Deutsche Architekturtheorie zwischen Gotik und Renaissance*. Darmstadt 1988.

zwanzig Jahre später zu einem Akt des Hochverrats, wenn die Festung genau nach seiner Anleitung eingenommen wird.

Die Festung Jülich, deren Architektur in Hartwig Neumann<sup>3</sup> und Jürgen Eberhardt<sup>4</sup> kongeniale Erforscher und Kommentatoren gefunden und die in der schönen Ausstellung des Stadtgeschichtlichen Museums<sup>5</sup>, aber auch des Fördervereins, eine weithin sichtbare Würdigung erfahren hat, ist ein genauer Beleg, wie sehr sich Architektur und Bauwesen mit den Wissenschaften und den Künsten verschränken. Aus hoher Entfernung, die freilich den Menschen vorenthalten blieb, war Jülich ein prächtiger Stern. Und beim Näherkommen hatte der fünfzackige Stern eine viereckige Krone, die Zitadelle. Eine vollkommene Verwirklichung eines Einfalls der schönsten aller Künste, der Geometrie, die zugleich aber das elementare Regelbuch der Architekten war.

Das Fünfeck, das die Menschen ja nie zu sehen bekamen, weil der Traum vom Fliegen noch ein Traum war, ist zugleich auf geheimnisvolle Weise ein Symbol des Menschen. In der Tradition von Vitruvius, dem antiken Gründervater der Architektur, stehen jene häufigen Darstellungen anthropomorpher Geometrie: der Mensch mit ausgestreckten Armen und Beinen. Das Ende der vier Extremitäten bildet bisweilen ein Quadrat, so bei Leonardo da Vinci, oft auch, ja eigentlich häufiger, zusammen mit der Kopfspitze ein Fünfeck, ein Pentagramm, nach dem auch der Grundriß der Festung und Stadt Jülich entworfen und gebaut ist – weshalb man denn auch vom „Jülicher Pentagon“ oder „Jülicher Pentagramm“ spricht. Das ist kosmisches Denken in der Renaissance: Das Universum ist im Menschen und seiner Lebenswelt vielfältig gespiegelt, und die Schönheit und Stimmigkeit der Geometrie verbürgt die Spiegelung.

Militärisch ist der Festungsbau vom 16. bis ins 19. Jahrhundert ein gigantischer Wettlauf des Hasen mit dem Igel – zum alleinigen Nutzen der Architekten und der Bauindustrie. Kein Festungsbau, so

modern und vorausschauend er auch konzipiert war, der nach seiner Fertigstellung noch wirklich gegen die inzwischen rasant weiterentwickelte Artillerie – oder im 19. und 20. Jahrhundert gegen die neuen militärischen Taktiken – geholfen hätte. Ein typisches Szenario der Evolution! Hinzu kommt, daß Festungen auf magische Weise den Krieg anziehen. Als Festungen sind sie Herausforderungen für jeden Feldherrn, der darauf wie der Pawlowsche Hund reagiert. Alle Festungen und Mauern, ob sie nun die „Große Chinesische Mauer“ oder die „Maginotlinie“ oder der „Atlantikwall“ sind – sie sind immer zuerst symbolische Provokationen, weit mehr als militärische; und daher wird ihnen niemals ausgewichen. So war es wohl auch noch die symbolische Kraft der Zitadelle, die den militärisch völlig sinnlosen Bombenangriff im November 1944 auf Jülich provozierte und die Churchill bewog, sich als Feldherrn vor der Zitadelle fotografieren zu lassen.

Ich komme zum Motiv der Spiegelungen.

Ich erwähnte schon den fünfeckigen Grundriß der Stadtbefestigung, das sogenannte „Jülicher Pentagon“ – zugleich ein kosmisches Symbol, das als sogenanntes astrologisches Diagramm eine Beziehung zwischen Mensch und Universum spiegelt.<sup>6</sup>

Nun kennt jeder von Ihnen die neue Forschungsstruktur der KFA, wie sie insbesondere im Jahresbericht 1993 ihren graphischen Niederschlag gefunden hat. Da sind die Aktivitäten und Vorhaben zu fünf großen Forschungsschwerpunkten

3. Besonders eindrucksvoll: H. Neumann, *Stadt und Festung Jülich auf bildlichen Darstellungen*. Bonn 1991.

4. *Jülich – Idealstadtanlage der Renaissance. Die Planungen Alessandro Pasqualinis und ihre Verwirklichung*. Köln 1978 (= Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 25).

5. Vgl. auch den informativen Katalog von Marcell Perse: *Alessandro Pasqualini – die italienische Renaissance am Niederrhein*. Jülich 1993.

6. Henricus Cornelius Agrippa, *De occulta philosophia*, 1533; gefunden bei Hale (s. Anmerkung 1), S. 48.

gebündelt: *Lebenswissenschaften, Umweltvorsorgeforschung, Energietechnik, Informationstechnik sowie Struktur der Materie und Materialforschung*<sup>7</sup>. Das ist die *Pentagramm-Struktur* der heutigen KFA, das sind die fünf großen Forschungsbastionen, wenn man so will – und wer wollte da nicht von Spiegelung sprechen?

Natürlich hat keiner der Reorganisatoren der KFA-Struktur an diese Spiegelung gedacht. Sie ergab sich einfach – und wurde wohl erst vom nachträglichen Blick wahrgenommen. Aber sie ist offenkundig.

Zufall? Doch was ist Zufall? Das dürfen wir ja heute unsere Mathematiker, unsere Chaosforscher ernstlich fragen, auch wenn wir wohl noch keinen ordentlichen Bescheid kriegen – jedenfalls gegenwärtig nicht.

Im übrigen: Das Pentagramm hat alte symbolische Kräfte. In der Antike war es das Zeichen für Gesundheit, und späterhin, seit dem Mittelalter, ist es extrem nützlich zur Abwehr von Dämonen – und dafür wird es auch die KFA womöglich noch brauchen können.

Die Festung Jülich ist eine Antwort des 16. Jahrhunderts auf einen technologischen Quantensprung, nämlich die Erfindung der Explosivstoffe und ihrer militärischen Anwendung.

Und ebenso ist die KFA der 50er Jahre eine Antwort gewesen auf einen zunächst nur militärisch genutzten Quantensprung – die Entdeckung der Kernspaltung.

So wie der Festungsbau eine Leittechnologie seiner Zeit ist, in der zahlreiche Wissenschaften und Künste integriert sind zu dem Zweck, den Menschen Schirm zu bieten gegen eine neue Fähigkeit des Menschen zur Selbstzerstörung, so ist die Kerntechnik als große Leittechnologie begrüßt und gesehen worden – als Leittechnologie zu dem Zweck, die menschliche Fähigkeit

zur globalen Selbstzerstörung umzulenken in eine Produktivkraft des Friedens und des bürgerlichen Wohlstands.

Die Spiegelung macht noch nachdenklicher, wenn wir sehen, daß beide so verheißungsvollen Leittechnologien – der Festungsbau und die Kerntechnik – in kürzester Zeit zu einer Art Saurier-Technologie wurden oder doch zu werden drohen: der Festungsbau nach dem Grundsatz „*immer dicker, immer größer, immer teurer*“ bis hin zu den Festungsmonstrositäten noch unseres Jahrhunderts; und die Kerntechnik, die, mit einem Milliardenaufwand gefördert und betrieben, nun ziemlich nutzlos in der niederrheinischen Landschaft steht. Daß die KFA dabei auf die intelligentere Variante gesetzt hat, muß festgehalten werden – und eben deshalb ist wohl das letzte Wort über Nutzen oder Nutzlosigkeit noch nicht gesprochen. Vor allem nicht in einer Situation, in der wir womöglich zu wählen haben zwischen einer weniger wahrscheinlichen Katastrophe durch einen Reaktorunfall in der Nähe und einer etwas wahrscheinlicheren durch globale Erwärmung.

Aber weiter in unserem Motiv: Ist es nicht eine seltsame Spiegelung, daß eine Großforschungseinrichtung, welche die Gesetzmäßigkeiten der Materie in mathematisch-exakter Weise zu ergründen und zu nützlicher Verwendung zu bringen sucht, sich ausgerechnet in einer ländlich-abgelegenen Stadt wiederfindet, die als sogenannte Idealstadt konzipiert und gebaut ist? Und das heißt, so die herrschende Definition der Idealstadt-Errichtung, „in einer Stadt, die in idealer Weise und gleichsam mathematisch-exakter, gesetzmäßiger Form die materiellen und ideellen Wünsche ihrer Zeit erfüllen soll“<sup>8</sup>.

7. KFA-Jahresbericht 1993, S. 79.

8. G. Münter, *Idealstädte. Ihre Geschichte vom 15.-17. Jahrhundert*. Berlin 1957, S. 7; zitiert bei H.-W. Kruff, *Städte in Utopia. Die Idealstadt vom 15. bis zum 18. Jahrhundert zwischen Staatsutopie und Wirklichkeit*. München 1989, S. 10.

Wer diesen merkwürdigen Zusammenhang zu sehen bereit ist, den wird nicht (oder eben sehr) wundern, daß das zweite große Kernforschungszentrum Deutschlands in Karlsruhe gebaut wurde – in einer ebenfalls in „mathematisch-gesetzmäßiger Form“ errichteten Idealstadt. Und gewiß ist: Keiner der Förderer, Planer und Erbauer der beiden Kernforschungsanlagen hat diesen Zusammenhang je gesehen oder erwogen.

Daß ein derartiges Zusammentreffen von Kernforschungsanlage und Idealstadt zur selben Zeit gleich zweimal geschieht, ist so extrem unwahrscheinlich, daß unsereins am liebsten von historischer Prädestination spräche. Und dann, ja dann wären auch die übrigen Spiegelungen von tieferer Bedeutung.

Einer Idealstadt liegt stets eine hochgemute Gesellschaftsutopie zugrunde, eine Utopie, die meist in rabiater Weise verwirklicht wird. In Jülich ging das wohl so weit, daß die mittelalterliche Stadt – in einer Art ernerischer Nachfolge – Mitte des 16. Jahrhunderts von ihrem herzoglichen Herren in Brand gesetzt und völlig zerstört wurde, um die neue Utopie – die neue Idealstadt – möglichst rein erstehen zu lassen.

Die Gesellschaftsutopie der 50er und 60er Jahre unseres Jahrhunderts war ebenfalls groß, pragmatisch und weltbeglückend zugleich: Jene Jahre sind fasziniert von der großen Energie-Utopie. Will heißen: Die Entwicklung unserer Welt, die Verwandlung von Armut in globalen Wohlstand – das war eine Frage der unerschöpflichen und der billigen Energie. So dachten wir fast alle. Und wir alle wissen, daß die großen Alten der Energie-debatte zugleich Visionäre waren, sehr handfeste Visionäre. Und die glühende Überzeugung, die Menschen in eine bessere Zukunft zu führen, und sei es mit der Entschlossenheit derer, die es besser wissen – diese Überzeugung ist den Vätern der KFA ebenso eigen wie dem Erbauer von Jülich.

So ist die Verwirklichung zweier großer singulärer Zukunftsvisionen – der idealen Stadt und, wenn

man so sagen darf, der idealen Energie – zweimal an den Wiederaufstieg eben dieser Stadt Jülich gebunden, und zwar jedesmal, nachdem sie in rauchendem Schutt lag: in den 50er Jahren des 16. Jahrhunderts ebenso wie in denen des 20. Jahrhunderts.

Um noch einen Augenblick dem Motiv der Utopie nachzuhängen: Die KFA ist – wie alle angewandte Forschung – viel radikaler der Utopie verschrieben, als sie selbst weiß oder wenigstens zugibt. Denn gerade angewandte Forschung sucht die *Möglichkeit von Wirklichkeit* – so wie die Utopie die konkrete Möglichkeit von Wirklichkeit ist. Ganz anders die Grundlagenforschung, die sich, ihrem Selbstverständnis nach, der prinzipiell folgenfreien Erkenntnis des Seienden und nicht des Möglichen verschreibt.

Die Vertreter der angewandten Forschung werden es nicht gern hören, wenn wir sie die Utopisten unseres Zeitalters nennen, aber sie werden schwerlich etwas dagegen setzen können.

Eine konkrete Utopie schließlich auch, was an Chancen in der neuen Forschungsstruktur steckt – und zwar über das neue Profil und über die anvisierten Synergien hinaus. Ich muß ein wenig ausholen, aber das ist dann auch das erwünschte Ende.

Das große Problem der KFA über all die Jahre war, daß man ihr erstklassige wissenschaftliche Arbeit bescheinigen und sie gleichwohl für ziemlich dumm halten konnte – etwa im Vergleich zu den Universitäten, die sich traditionell die Geisteswissenschaften halten, um dieses Vorurteil gar nicht erst aufkommen zu lassen. Daß das kein triviales Problem für die Natur- und Technikwissenschaftler ist, sieht man an der ehrwürdigen RWTH Aachen, die es leid war, sich als *Schmieröl-Hochschule* beschimpfen zu lassen, und sich deshalb eine Philosophische Fakultät zulegte.

Nun hatte die KFA von Anbeginn an eine kraftvolle Geisteswissenschaft integriert, aber niemand hat es richtig gemerkt (und niemand durfte laut

darüber reden). In Jülich hat es nämlich neben der Kerntechnologie von den Anfängen her schon immer eine starke Elementarteilchenphysik als reine Grundlagenforschung gegeben. Jene Forschung also, die unbedingt zu den letzten Bausteinen der Welt und ihren Wechselwirkungen vorstoßen will – die also, das ist häufig gesagt, im Faustischen Sinne wissen will, „was die Welt im Innersten zusammenhält“. In ihrem Erkenntnisinteresse sind die Menschen, die vor den großen Beschleunigern sitzen, den großen Philosophen eng verwandt. Mehr noch: Heute ist offensichtlich, daß die Elementarteilchenphysik die bei weitem erfolgreichste Geisteswissenschaft aller Zeiten ist. Nie wieder wird es einer Geisteswissenschaft gelingen, weltweit Milliardenbeträge für reines, anwendungsloses Wissenwollen zu akquirieren. Natürlich war die Tarnung als Naturwissenschaft die Voraussetzung für den Erfolg.

Heute, nachdem sich die KFA eine neue Forschungsstruktur gegeben hat, führt sie diese Tradition des Miteinanders von Geistes- und Naturwissenschaften auf eine intelligente und ungetarnte Weise fort. Sie hat die vielleicht vielversprechendste Geisteswissenschaft in das Zentrum ihres Interesses, ja geradezu in den Vorstand, gezogen: die Hirnforschung.

Von der Hirnforschung nämlich erwarten wir nicht in erster Linie Auskünfte über die Fließgeschwindigkeit von Neuronenströmen. Wir erwarten vielmehr und letztlich Einsichten in die Bedingungen und Bedingtheiten des Menschen, ganz ähnlich jenen, die Philosophie und Theologie seit Jahrhunderten zu formulieren versuchen. Worin ist der Mensch frei, worin nicht? Die Geisteswissenschaften sind die Disziplinen der Selbstreflexion des Menschen. Die Hirnforschung könnte ganz neue oder auch erstmals sichere Grundlagen dafür schaffen – und damit vielleicht auch Grundlagen für den zerschnittenen Diskurs zwischen den Wissenschaften von Geist und Natur.

Denn da ist uns ein Problem zugewachsen, das die Wissenschaften betrifft, das sie aber bisher nicht wissenschaftlich lösen können.

Wir erleben eine wachsende Skepsis gegenüber den Wissenschaften, vor allem gegenüber jenen, die bisher mit dem Begriff *Fortschritt* verbunden waren. Nicht selten ist die Skepsis schon zur offenen Feindschaft geworden, und Wissenschaft wird als Bedrohung empfunden. Den „*hard sciences*“ wird zunehmend mißtraut, den „*soft sciences*“ hört niemand mehr zu – das ist nur wenig überspitzt.

Und miteinander können diese Wissenschaftswelten schon gar nicht mehr reden. Ein Problem, das der englische Physiker und Romancier Charles Peirce Snow in seinem Essay „*The Two Cultures*“ schon in den 50er Jahren konstatierte: daß nämlich zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften keine Verständigung mehr bestehe, weil die einen zu beschäftigt und die anderen zu eingebildet seien.

Das ist eine schwerwiegende Fehlentwicklung. Denn ein öffentlicher Disput zwischen den Orientierungswissenschaften und den Technikwissenschaften hätte viel von der latenten Modernisierungsangst der Menschen zur Sprache gebracht und wohl auch von ihnen genommen.

Heute sehen wir, daß durch dieses Versäumnis die allgemeine Fortschrittskrise und die Skepsis gegenüber Wissenschaft verstärkt wurde. Die Wissenschaftskulturen haben die Chance verschenkt, miteinander ins Gespräch zu kommen über den gesellschaftlichen Sinn ihres jeweiligen Tuns – und bleiben so dem gesellschaftlichen und politischen Dialog eher fern.

Die neue KFA hat – das will zum guten Ende festgehalten sein – das Problem offensichtlich erkannt. Ihre Bereitschaft, sich in kontroverse gesellschaftliche Diskurse zu begeben, gehört zu den neuen Signalen aus der Festungsforschung im Stetterbacher Forst.

Man sollte nicht gleich von einer neuen Ausstrahlung der KFA reden. Das wäre im übrigen auch eine ungeschickte Metapher, weist sie doch auf eine höchst unerwünschte und oft befürchtete

mögliche Nebenwirkung des wissenschaftlichen Experiments hin. Nein: Was ich hier zu sehen glaube und in zahlreichen Gesprächen bestätigt finde, ist eine neue Nachdenklichkeit der Natur- und Technikwissenschaften. Das ist wie eine vorwegnehmende Reaktion auf einen noch gar nicht stattgefundenen Dialog mit der anderen Kultur. Eher, so scheint es, werden die Naturwissenschaftler und Ingenieure selbst nachdenklich, als daß sie sich umständlichen Streit mit den zuständigen Geisteswissenschaftlern aufnötigen lassen.

Dieses Lob eines Geisteswissenschaftlers, der zu Ihnen spricht, für die KFA klingt – ich weiß es, meine verehrlichen Zuhörer – ein wenig dick aufgetragen, erinnert von fern an die Gattung des barocken Fürstenlobs. Freilich: Dessen List bestand eben darin, den Fürsten öffentlich so positiv zu beschreiben, daß ihm gar nichts anderes übrigblieb, als danach zu leben und zu handeln.

Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Zuhören.



Herausgeber: Förderverein Kulturhaus Jülich e.V.  
Redaktion: Dr. Helga Höhle, Linnich  
Verantwortlich  
für den Inhalt: Prof. Dr. Joachim Treusch  
Einbandgestaltung: Helga Schunck, Grafische Betriebe, KFA  
Satz: Textverarbeitung, Grafische Betriebe, KFA  
Druck: Grafische Betriebe, KFA